

Jerusalem, unser Goldenes Kalb Teilt euch die Stadt!

Theologisch spricht nichts für die schwärmerische Identifikation der Israelis mit ihrer Hauptstadt.
Es handelt sich im Gegenteil um einen götzdienenrischen Messianismus **VON OMRI BOEHM**

Nicht nur Israel hat ein Existenzrecht, auch Palästina.
Die Welt muss beide als Staaten anerkennen **VON DANIEL BARENBOIM**

Im April 2010 schaltete Elie Wiesel ganzseitige Anzeigen in der *New York Times*, der *Washington Post* und dem *Wall Street Journal*. Sie enthielten ein Manifest für Jerusalem, ein Plädoyer für die jüdische Souveränität über die Stadt: »Jerusalem steht über der Politik. Die Stadt wird mehr als sechshundertmal in der Bibel erwähnt – und kein einziges Mal im Koran. (...) Für viele jüdische Theologen ist sie die jüdische Geschichte (...). Sie gehört dem jüdischen Volk. (...) Jerusalem ist das Herz unseres Herzens, die Seele unserer Seele.«

Den jüdischen Reaktionen auf Trumps Jerusalem-Entscheidung lag zumeist eine ähnliche Einstellung zugrunde. In der *ZEIT* von vergangener Woche schreibt Zeruya Shalev in diesem Sinne, dass Jerusalem bereits »vor dreitausend Jahren« unsere Hauptstadt war. Es habe einen jüdischen König in Jerusalem »Hunderte von Jahren vor Mohammed, vor dem Koran« gegeben. Trumps Erklärung stelle nicht nur »historische«, sondern auch »literarische Gerechtigkeit« her.

Diese vertrauten Klischees sind grob vereinfacht und irreführend. Zum einen ist das Herz unseres Herzens die Thora, und in der Thora kommt Jerusalem nicht vor. Andere städtische Zentren sind in dem Buch bedeutsam: Hebron ist stark mit Abraham verbunden, und in Bet-El wurde Jakob höchst symbolisch in »Israel« umbenannt. Moses hat nie von Jerusalem gehört und Josef nie von ihm geträumt. In der Theologie der Thora glänzt Jerusalem durch Abwesenheit.

Jerusalem gewinnt erst an Bedeutung, nachdem die Israeliten einen König verlangen, »wie ihn alle Völker haben« – nachdem sie also von einer weltlichen, politischen Obrigkeit regiert werden wollen statt unmittelbar von Gott (1. Sam 8, 5). Samuel versteht diese Forderung als einen götzdienenrischen Akt des Betrugs, ein Urteil, das eindeutig auch dasjenige Gottes ist. Mit Verweis darauf, dass die Israeliten »anderen Göttern gedient« und ihn in der Wüste »verlassen« haben, erklärt Gott Samuel, dass die Israeliten direkt gegen die Gottheit rebellieren: »sie haben nicht dich, sondern mich verworfen, dass ich nicht mehr König über sie sein soll« (1. Sam 8, 7–8). Neben dem Vorfall mit dem Goldenen Kalb ist die Forderung der Israeliten, einen König zu bekommen, »wie ihn alle Völker haben«, ein paradigmatisches Beispiel der Bibel für einen Götzendienst – einen der schlimmsten Frevel.

Von diesem Moment der Idolatrie an wird die jüdische Politik in Jerusalem zentralisiert. Mit Bau des Tempels festigte die weltliche Hauptstadt ihre politisch-theologische Macht. Diese Ursprünge haben Jerusalem dauerhaft besudelt: Ein angemessenes jüdisches Verhältnis zu der Stadt kann bestenfalls das einer zwiespältigen Liebe sein und nicht das einer schwärmerischen Identifikation.

Die Größe der jüdischen Propheten besteht auch in ihrer Kultivierung solcher Zwiespältigkeit. Sie wissen, dass Jerusalem nicht die Stadt Gottes ist, sondern ein allzu menschlicher Ort der Geistlichen, Politiker, Könige. Wenn es die Erbsünde der Stadt ist, aus dem Wunsch der Israeliten entstanden zu sein, wie »alle Völker« zu werden, dann ist es das Projekt der Propheten, die Israeliten zum Vorbild der Völker zu machen. Diese Umkehrung von Jerusalems götzdienenrischem Vorbild liegt hinter der Formulierung des Propheten Jesaja, die Israeliten sollten durch »Gerechtigkeit« zum »Licht der Völker« werden (Jesaja 42, 6). Doch bleibt diese Umkehrung unvollständig; erst mit der Ankunft des Messias wird Jerusalem selbst zum Modell von Gerechtigkeit und Frieden für alle Völker: »Denn von Zion wird Weisung ausgehen und des HERRN Wort von Jerusalem. (...) Da werden sie ihre Schwerter zu Pflugscharen machen und ihre Spieße zu Sicheln. Denn es wird kein Volk wider das andere das Schwert erheben, und sie werden hinfort nicht mehr lernen, Krieg zu führen.« (Jesaja 2, 3–4)

Tatsächlich verbietet das jüdische Gesetz jede jüdische Herrschaft über Jerusalem vor der Ankunft des Messias und der Erfüllung von Jesajas Prophezeiung. In sofern steht nicht nur Trumps Anerkennung von Jerusalem als Hauptstadt Israels, sondern auch Ben-Gurions Verkündung von Israels Unabhängigkeit in scharfem Widerspruch zur jüdischen Religion. Die religiösen Zionisten verfaßten dieses Verbot nicht, sondern machten es vielmehr zur Grundlage ihrer Theologie: Sie erklärten den götzdienenrischen zionistischen Wunsch, einen Nationalstaat zu begründen, »wie ihn alle Völker haben«, als *athalta d'geula*, den Beginn der Ankunft des Messias.

Diese Kombination aus Idolatrie und Messianismus hat den Fundamentalismus hervorgebracht, den wir heute von der religiös-zionistischen Siedlerbewegung kennen: eine Heiligung des Staates Israel, verbunden mit einer heidnischen Verehrung von Land. Durch diese giftige Mischung ist Jerusalem wahrlich zum Modell geworden, allerdings zu einem, das sehr weit von Jesajas Vorstellungen von Gerechtigkeit und Frieden entfernt ist.

Dieser messianische Götzendienst ist heute auch außerhalb der Siedlerbewegung oder Netanjahus Regierung weit verbreitet. Avi Gabbay, der Vorsitzende der größten israelischen Oppositionspartei, begrüßte Trumps Entscheidung: »Ein vereinigtes Jerusalem ist wichtiger als Frieden.« Eine Woche vorher hatte er bemerkt, Israels Linke habe »ver-

gessen, was es heißt, ein Jude zu sein«. Gabbays Kommentare liegen auf einer Linie mit Wiesels Vorstellung, Jerusalem stehe »über der Politik«, weil es »das Herz« eines jüdischen »Herzens« sei. Eine verhängnisvolle Form von götzdienenrischem Messianismus prägt zunehmend den jüdischen Konsens.

Unlängst erklärte mir der israelische Literaturwissenschaftler Nissim Calderon: »Jeder, der auch nur ein wenig Ahnung von der modernen hebräischen Literatur hat, sollte wissen, dass unsere hellsten Köpfe Jerusalem als Symbol für den neuen und souveränen Juden abgelehnt haben. Agnon in *Gestern, vorgestern*, Brenner, Alterman – ängstlich, widerwillig und ablehnend schrieben sie über Je-



Nur ihr Jerusalem? Ultraorthodoxe Juden beim Lichterfest im Stadtteil Mea Shearim

rusalem. « In der Tat hatten sie alle, wie die Propheten, ein misstrauisches Verhältnis zu der Stadt – oder bestenfalls wie Agnon eines von zwiespältiger Liebe. Shalev hingegen sieht in Trumps Jerusalem-Erklärung einen Ausdruck »literarischer Gerechtigkeit« und wünscht sich lediglich, sie wäre aus Obamas Mund gekommen statt aus dem des »lächerlichen und gefährlichen Präsidenten«. Literarisch aber passt es nur zu gut, dass der Immobilienmogul im Weißen Haus die vulgäre Verwandlung Jerusalems in ein Goldenes Kalb vorantreibt.

Es ist nicht Israels Linke, die vergessen hat, was es heißt, ein Jude zu sein. Jerusalem hat nie über der Politik gestanden und war nie das Herz unseres Herzens. Die unverzichtbaren Säulen des Judentums, das sind die Bedeutung der Thora und die Gerechtigkeitslehre der Propheten. Doch die Neigung, sie durch einen Jerusalem-Götzendienst zu ersetzen, ist uns von Beginn an vertraut.

Aus dem Englischen von **Michael Adrian**

Der israelische Philosoph **Omri Boehm**, Jahrgang 1979, ist Professor für Philosophie an der New School for Social Research in New York

Die Entscheidung der amerikanischen Regierung, die US-Botschaft in Israel nach Jerusalem zu verlegen und Jerusalem damit de facto als Hauptstadt Israels anzuerkennen, ist die jüngste in einer Reihe gravierender geopolitischer Entscheidungen im israelisch-palästinensischen Konflikt. Sie macht deutlich, dass jeder Vorstoß von außen dazu tendiert, eine der beiden Konfliktparteien zu favorisieren und die andere zu demoralisieren. Dies führt zu Euphorie auf der einen Seite und Gewalt auf der anderen. Wird dem nicht deutlich und geschlossen entgegengetreten, so rückt eine Lösung des Konfliktes in noch weitere Ferne.

Das aus der US-Entscheidung resultierende erneute Aufblühen der internationalen Reaktionen zeigen, dass es notwendig ist, einige Aspekte des Konfliktes neu zu beleuchten. Seit mittlerweile mehreren Jahrzehnten spricht die Welt über die Möglichkeit einer Zweistaatenlösung – allerdings muss man sich fragen: Wo ist der zweite Staat?

Dies ist besonders wichtig, da der israelisch-palästinensische Konflikt ein in der Geschichte der Menschheit einmaliger ist. Konflikte gibt es in der Regel zwischen zwei Nationen oder Volksgruppen, die sich über Grenzen oder Ressourcen wie Wasser oder Öl streiten. Beim israelisch-palästinensischen Konflikt jedoch handelt es sich nicht um einen Konflikt zwischen zwei Nationen oder Staaten, sondern zwischen zwei Völkern, die tiefst überzeugt sind, ein Recht auf das gleiche kleine Stück Land zu haben, und die auf diesem Land leben wollen – vorzugsweise ohne den anderen. Deswegen kann dieser Konflikt weder militärisch noch rein politisch gelöst werden. Es muss eine menschliche Lösung geben.

Die Fakten sind bekannt, und es ist nicht notwendig, sie im Detail zu wiederholen. Die Entscheidung von 1947, Palästina zu teilen, wurde damals von der gesamten arabischen Welt abgelehnt. Vielleicht war diese Entscheidung oder die Reaktion darauf ein Fehler, der palästinensischer Sicht war sie eine Katastrophe. Aber es gab sie nun mal, und wir alle mussten lernen, mit ihren Konsequenzen zu leben. Längst haben die Palästinenser ihren Anspruch auf die Gesamtfläche Palästinas aufgegeben und sich zur Teilung bereit erklärt. Israel hingegen betreibt weiterhin illegalen Siedlungsbau auf palästinensischen Gebieten und zeigt dadurch mangelnde Bereitschaft, es den Palästinensern gleichzutun. Es gibt einige Aspekte des Konfliktes, die gewissermaßen symmetrisch

sind. Andere sind hingegen asymmetrisch: Israel ist schon ein Staat, ein sehr starker Staat, und muss daher einen größeren Teil der Verantwortung übernehmen.

Niemand stellt das Existenzrecht Israels heute noch seriös infrage. Dennoch ist die Welt in der Israel-Frage gespalten: Einerseits gibt es Nationen, die eine Verantwortung für das fühlen, was Europa den Juden angetan hat, und man kann nur dankbar sein, dass dies nach wie vor so ist. Leider gibt es auf der anderen Seite noch immer Menschen, die den Holocaust verleugnen, was einige extreme Positionen in der arabischen Welt beflügelt und die jüdische Bevölkerung Israels zu Recht verzweifeln lässt. Aber bei aller gerechtfertigten Kritik an der palästinensischen Feindschaft gegenüber Israel darf man sie nicht als Fortsetzung des europäischen Antisemitismus sehen.

Angesichts der unilateralen Entscheidung der USA appelliere ich an den Rest der Welt: Erkennen Sie Palästina als Staat an, so wie Sie Israel als Staat anerkannt haben. Man kann keinen Kompromiss zwischen zwei Völkern, noch nicht einmal zwischen zwei Menschen erwarten, die einander nicht anerkennen. Für eine Zweistaatenlösung brauchen wir zwei Staaten, und die gibt es momentan nicht. Palästina ist seit 50 Jahren besetzt, und man kann von den Palästinensern nicht erwarten, aus dieser Position in Verhandlungen zu gehen. Alle Nationen, die an einer Zweistaatenlösung ernsthaft interessiert sind, müssen Palästina als Staat anerkennen. Eine gleichberechtigte Zweistaatenlösung wäre der einzige Weg zu Gerechtigkeit für die Palästinenser und zu Sicherheit für Israel.

Was Jerusalem betrifft, so erscheint mir die Lösung logisch: Jerusalem ist für das Judentum ebenso eine heilige Stadt wie für den Islam und das Christentum. Im Rahmen einer gleichberechtigten Zweistaatenlösung sähe ich keinerlei Problem damit, Westjerusalem zur Hauptstadt Israels und Ostjerusalem zur Hauptstadt Palästinas zu machen.

Deswegen appelliere ich an die großen Nationen, die Palästina noch nicht als Staat anerkannt haben, es jetzt zu tun – mit der Verpflichtung, sofort Verhandlungen über den Grenzverlauf sowie die anderen essenziellen Aspekte des Konfliktes aufzunehmen. Dies wäre kein Schritt gegen Israel, sondern ein Schritt in Richtung einer für beide Seiten tragbaren Lösung. Es ist völlig klar, dass der Wille zu Frieden von beiden Völkern, Israelis und Palästinensern, gleichermaßen ausgehen muss. Man kann eine Lösung nicht nur von außen betreiben. Daher gehe ich noch einen Schritt weiter in meinem Appell und fordere die Völker Israels und Palästinas auf, klar und deutlich auszusprechen, dass sie genug von diesem jahrzehntelangen Konflikt haben und endlich Frieden wollen.

Daniel Barenboim ist Generalmusikdirektor der Berliner Staatsoper Unter den Linden

Das Kind, das Licht ... Fortsetzung von S. 43

Und der Rest von der Hoffnung auf Schnee ist dann für Geld zu haben: Pünktlich zur Weihnachtszeit wirbt ein Outdoor-Luxuslabel im großen Anzeigenformat. Es stellt einen einsamen Mann in das kalte Licht einer eisnerhaften Krater-Landschaft aus Schnee, die an Caspar David Friedrich erinnert. In einer dick wattierten Jacke steht er da, seine Konturen verschwimmen im bläulichen Weiß, er löst sich im Schnee beinahe auf, als solle die Natur ihn nun bitte wie eine unzustellbare Ware zurücknehmen. Zuvor fix den Flug gebucht, Weihnachten im ewigen Eis: Noch einmal schnell in die Arktis, bevor sie verschwunden ist. *White Christmas*.

Denn das ewige bange Warten auf den Schnee hat ja seit drei Jahrzehnten noch eine andere Färbung bekommen. Jetzt ist Schnee, wenn er denn kommt, hochwillkommen als Beleg dafür, dass es doch nicht zu warm ist auf Erden. Denn seit Kurzem geht es ja schnell, viel schneller, als es sich die Schneeforscher, Lyriker und Romanautoren vorgestellt haben. Vor einem Vierteljahrhundert erschien Peter Høegs Thriller *Fräulein Smillas Gespür für Schnee*. Das arktische Eis und der Schnee, in denen dieser Bestseller-Krimi seinen dantesken Höllenhöhepunkt erfährt, sind heute bereits im Verschwinden.

Der Sachverhalt gilt in der gegenwärtigen Forschung als so unverstanden wie unbestritten, aber

immerhin ein Wort gibt es dafür, »arktische Verstärkung« heißt es und bedeutet: Die Arktis erwärmt sich etwa zwei- bis dreimal so schnell wie der Rest des Planeten. Es würde allerdings wenig helfen, einen künftigen Schnee-Roman auf den Pizol-Gletscher zu verlegen, denn auch der hat seit 2006 zwei Drittel seines Eises verloren, überhaupt sind ja von den 2150 Schweizer Gletschern, die 1973 gezählt wurden, 750 dahin. Und aus den Alpen führen unterdessen, damit alles möglichst beim Alten bleibt, für die Skifahrer die künstlich eingeschnittenen Bahnen zu Tal, durch braun-grünen Matsch rechts und links.

Jede der lachhaft traurigen Schneekanonen, die ersatzweise mit Kunstschnee um sich wirft, er-

innert daran: Es gibt nichts, das wir tun können, damit es schneit. So wie wir nichts dagegen tun können, dass Schnee, den wir in der Hand festhalten wollen, schmilzt.

Peter Høegs Roman beginnt mit einem Bild, das einprägsam ist wie die Spuren im Winter: »Jesaja liegt mit angezogenen Beinen da, das Gesicht im Schnee und die Hände um den Kopf, als wollte er sich gegen den kleinen Scheinwerfer, der ihn beleuchtet, abschirmen, als sei der Schnee ein Fenster, durch das er tief unter der Erde etwas gesehen hat.« Das Kind, das Licht, der Schnee: Im winterlichen Kopenhagen stürzt, ein paar Tage vor Weihnachten, ein Junge von einem Dach. Jesaja heißt er, wie der biblische Prophet, der vor ein

paar Tausend Jahren die Geburt des Messias angekündigt hat.

Ob der Junge von dort oben nun gesprungen ist oder was sonst ihm widerfahren sein mag: Er fällt vom Himmel und landet, wie unverletzt, im weichen Schnee. Die sogenannte Spurensicherung findet ihn tot. Die seit Kindheit erfahrene Schneespurenleserin Smilla aber, eine Inuit-Tochter, für die das Schneeleben dem Musikhören gleicht und die das weiße Element mehr liebt als die Liebe, erkennt an den Spuren, mit denen sich der Kinderkörper in die weiße Fläche eingetragen hat, dass hier ein Verbrechen geschah.

Man wird den Roman heute als historisch bezeichnen können, mit all seinem Schnee, von gestern.

ANZEIGE



DOKUMENTATIONSZENTRUM NS-ZWANGSARBEIT

AUSSTELLUNGEN

Alltag Zwangsarbeit 1938–1945

FORCED LABOUR IN THE DAILY ROUND 1938–1945

Zwischen allen Stühlen. Die Geschichte der italienischen Militärinternierten 1943–1945

TRA PIÙ FUOCHI. LA STORIA DEGLI INTERNATI MILITARI ITALIANI 1943–1945
BETWEEN TWO STOOLS: THE HISTORY OF ITALIAN MILITARY INTERNEES 1943–1945

Dokumentationszentrum NS-Zwangsarbeit | Britzer Straße 5 | 12439 Berlin
Informationen: +49(0)30/63 90 288-0 | www.ns-zwangsarbeit.de | schoeneweide@topographie.de

DIENSTAG BIS SONNTAG 10 BIS 18 UHR | APRIL–OKTOBER: DONNERSTAG 10–20UHR | EINTRITT FREI